

Gloria Boateng

Allein in Gyaamani

Oder wie Lernen mir half
eine neue Heimat zu finden



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Sämtliche Illustrationen, Aquarelle und Titelabbildung © Dorota Anna Nowaczyk (DoroNowa), Hamburg.

Fotografien von Gloria Boateng.

1. Auflage

ISBN 978-3-95768-269-7

© 2025 by Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

Lau-Verlag & Handel KG

Kirschenweg 10 a

21465 Reinbek

E-Mail: info@lau-verlag.de

www.lau-verlag.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Umschlagentwurf: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Umschlagabbildung: © Dorota Anna Nowaczyk (DoroNowa), Hamburg

Satz und Layout: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Druck und Bindung: Finidr, s.r.o.

Printed in Czech Republic



Inhalt

PROLOG	11
-------------------------	-----------

TEIL EINS

Lebensschule – Meine Kindheit in Ghana	15
---	-----------

Zerrissene Familienverhältnisse 17 – Licht und Schatten in der frühen Kindheit 22 – *Me maame* – Meine Mutter 38 – *Me papa* – Mein Vater 48 – Bei Aunty Adwoa in Kumasi 54 – Nana Yeboah und der Tag, der alles veränderte 67 – Reisevorbereitungen und die kreative Geburtsurkunde 77

TEIL ZWEI

Ankunft in einer fremden Welt	95
--	-----------

Moin Moin, Gloria – Ama im Land der Obro-nis 97 – Schule in Deutschland ist überhaupt nicht toll! 110 – Mutterseelenallein 121 – Plötzlich Pflege-kind 133 – Rassismus überall 138 – Drei gegen eine 155 – Familienleben mit Licht und Schatten 164 – Goodbye, Reimers – Hello, Wohnheim 172 – Umzug – again 187

TEIL DREI

Glaube an dich selbst, wenn niemand an dich glaubt	207
---	------------

Folgenreiche Begegnung 209 – Bittere Erkennt-nis 214 – Wieder ein Tag, der alles verändert 221

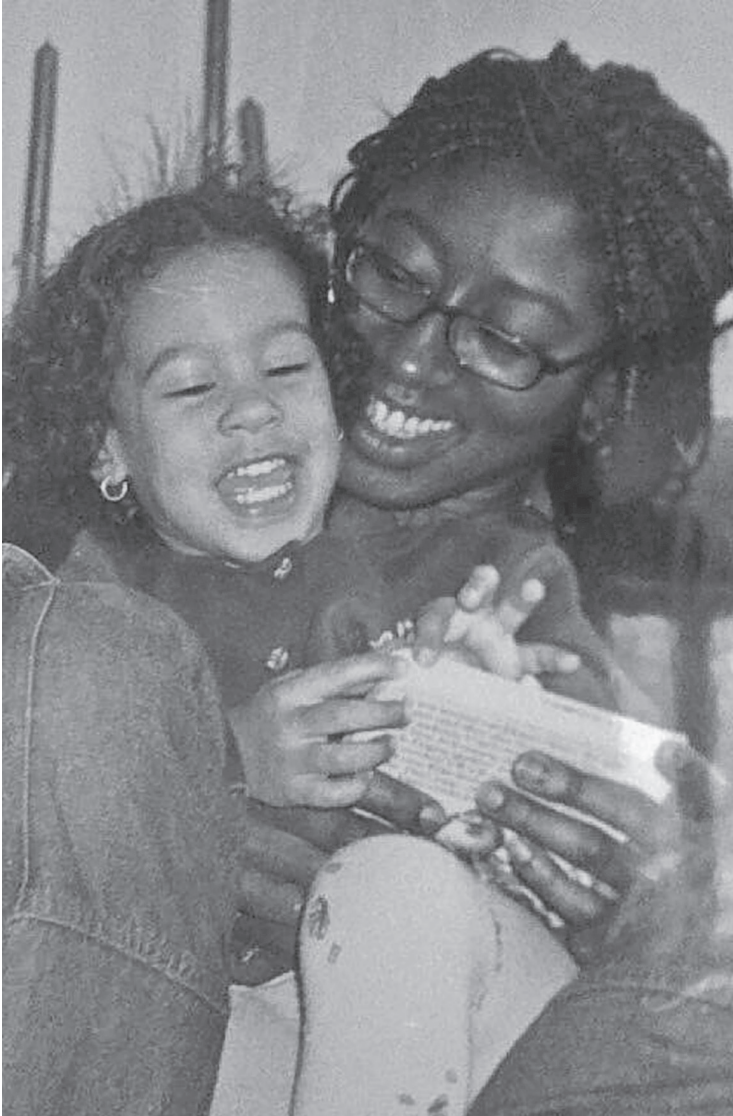
– In anderen Umständen zum Abitur 230 – Back to school 246 – Mein Sabbatical lichtet den Nebel 259 – Der Plan zur Rückkehr 270 – Back to Pramso – nach 14 Jahren 287 – Aufgeben ist keine Lösung – Alltag unter Dreifachbelastung 304 – Kein Stipendium, sondern ... 314 – Eine Kerze, die an beiden Enden brennt 337 – Ein Maulwurf unter den Föxen 353 – Bleibt alles anders? 361 – Staatsexamen – ich komme 370 – SchlauFox e.V. 376

EPILOG	381
Bilderverzeichnis	384
Glossar	385
Danksagung	390

*Meiner Tochter, meiner Mutter und
meinem Großvater*

Wende dein Gesicht der Sonne zu,
dann fallen die Schatten hinter dich.

Afrikanisches Sprichwort



Saraphina und Gloria Boateng
Das neue Leben zu zweit, Hamburg 2002

Liebe *Tw*i-Expert*innen,

ich habe in mein Buch etwas *Tw*i integriert. Zwar habe ich die Sprache als Kind beherrscht (was jetzt nicht mehr so der Fall ist), aber ich habe nie gelernt, sie zu schreiben. Daher habe ich mir Unterstützung bei den Formulierungen gesucht. Sollten euch Fehler auffallen, freue ich mich über Korrekturvorschläge für die nächste Auflage. Das gilt natürlich für den Text in deutscher Sprache ebenfalls.

Das Gendern in diesem Buch

Die Diversität in unserer Gesellschaft ist für mich ein großer Reichtum, den wir m. E. noch nicht ausreichend zu schätzen und zu nutzen wissen. Eine diversitätsorientierte, gendersensible Sprache zu verwenden, ist für mich als Autorin eine Möglichkeit, unsere Verschiedenheit wertzuschätzen. Es ist uns bewusst, dass alle verschiedenen Gender-Möglichkeiten ihre jeweiligen Vor- und Nachteile haben. Da der Gendersternchen laut Feedback den Lesefluss (übermäßig) einschränkt, haben mein Verlag und ich uns bei komplexeren Sprachkonstrukten auf die *weibliche* Form geeinigt; generisches Femininum, Männer sind mitgemeint; ebenso alle anderen, die sich nicht diesen binären Kategorien zuordnen. Auch auf das generalisierende Pronomen *man*, das vom Nomen *Mann* abstammt, wird in diesem Buch bestmöglich verzichtet.

Viel Spaß bei der Lektüre!

Gloria Boateng

Der afrikanische Kontinent



PROLOG

Ghana, 2003. Ich sitze auf einer Bank mit einem mir unbekanntem Jungen. Vor uns eine asphaltierte Straße, hinter uns eine Schule. Es ist eine *Primary and Junior Secondary School*, vergleichbar mit dem Schultyp Grundschule mit weiterführender Unterstufe in Deutschland.

Wir besuchen mein Geburtsland Ghana und sind in Kuntanase, einer kleinen Stadt in der Nähe von Kumasi in der Ashanti Region. Kumasi ist die zweitgrößte Stadt in Ghana. Der Junge ist hier zu Hause. Ich bin nur zu Gast. Ein Verwandter von mir unterrichtet an dieser Schule. Als ich ihn besuche, finde ich den Jungen auf dieser Bank. Auf dem Schulhof tobt gerade das pralle Leben, die Schüler haben Pause.

»Hello«, begrüße ich den Jungen. Er lächelt mich an und zeigt dabei eine Reihe blitzweißer, wohlgeformter Zähne. So weiß sind meine Zähne schon lange nicht mehr. »Hello ma'am.«

»How are you?«

»I am good. Thank you, ma'am.« Ich wundere mich, wie gut sein Englisch ist. In seinem Alter konnte ich längst nicht so gut Englisch sprechen.

»Warum sitzt du allein hier draußen?«, frage ich ihn. Wir sprechen weiterhin Englisch. Er mag vielleicht elf oder zwölf Jahre alt sein. Verlegen schaut er weg.

»Ich kann nicht zur Schule gehen.«

»Wieso nicht?« Er antwortet nicht gleich, sein Blick wandert an mir vorbei in die Ferne.

»Ist das dein Kind?«, fragt er.

»Ja, das ist Saraphina. Ich bin Gloria.«

»Spricht sie Twi?«¹

»Leider nicht. Ich habe mal Twi gesprochen. Aber ich habe es verlernt, deshalb konnte ich es ihr nicht beibringen.«

»But I speak English«, sagt meine Tochter.

»Sie ist süß. Saraphina. Sehr hübsch.«

»Thank you«, antwortet Saraphina. »What's your name?«, will mein kleines Mädchen wissen.

»I'm Benjamin.«

»Also, Benjamin, ist das deine Schule?«, setze ich noch mal an. Er nickt.

»Ich bin hier sechs Jahre lang zur Schule gegangen.«

»Und jetzt gehst du nicht mehr in die Schule?«

»Ich würde ja gerne«, sagt er und weicht meinem Blick erneut aus.

»And why don't you go?«, fragt Saraphina.

»Ich darf nicht. Wir können das Schulgeld nicht mehr bezahlen.«

Ich bin nicht vorbereitet auf die Wucht seiner Worte. Sie treffen mich hart und ich bin für einen Moment sprachlos. Ich kenne dieses Gefühl. Ich kenne es nur allzu gut.

»Möchtest du denn zur Schule gehen?«, frage ich vorsichtig.

Er strahlt über das ganze Gesicht. »Ja, und wie. Ich möchte unbedingt. Ich bin immer gern gegangen«, sprudelt es aus ihm heraus.

»Und wie gut warst du in der Schule?«

»Sehr gut. Einer der besten in meiner Klasse. Ich lerne schnell.«

»Dann solltest du damit weitermachen.«

»Würde ich ja gern, aber das geht nicht. Schon lange nicht mehr.«

1 Sprache, die in der Ashanti Region überwiegend gesprochen wird. Meine Erstsprache

»Don't worry, Benjamin. Das wird sich jetzt ändern.«, sage ich und streichle ihm über die Hand.

»Wie? Ich verstehe nicht.« Er schaut irritiert erst Saraphina an, dann mich.

Saraphinas und mein Blick treffen sich. Ich weiß, was sie denkt, sie kennt mich sehr gut. Ich nicke ihr zu. Dann zögere ich kurz, auf der Suche nach den richtigen Worten.

»Du wirst ab jetzt wieder zur Schule gehen.«

»Das ist nicht ...«, beginnt er.

»Das ist möglich. Weil ich für dich das Schulgeld zahlen werde. Jedes Quartal. So lange, bis du die Schule beendet hast. Auch die *Senior Secondary School*.«

Eine Weile sagt Benjamin nichts. »Warum solltest du das tun?«, fragt er schließlich unsicher. Seine Stimme bebt ein bisschen dabei. Sein Blick ist unruhig. Er hat Tränen in den Augen.

»Weil es dein Recht ist. Es ist dein Recht, in die Schule zu gehen. Es ist dein Recht, zu lernen. Es ist das Recht eines jeden Kindes!«

»Ja, aber warum du? Warum willst du die Schule für mich bezahlen?«

»Ich war auch mal in der Situation, in der du jetzt bist, Benjamin.«

* * *

Ich bin Gloria. Früher hieß ich *Ama*². Ich war ein kleines Mädchen aus dem ghanaischen Dorf Pramso. Heute bin ich Gloria, Hamburgerin. »Mit Migrationshintergrund« würden viele Menschen in Deutschland hinzufügen. Erste Generation. Als ich 2003 auf Benjamin treffe, kehre ich zum ersten

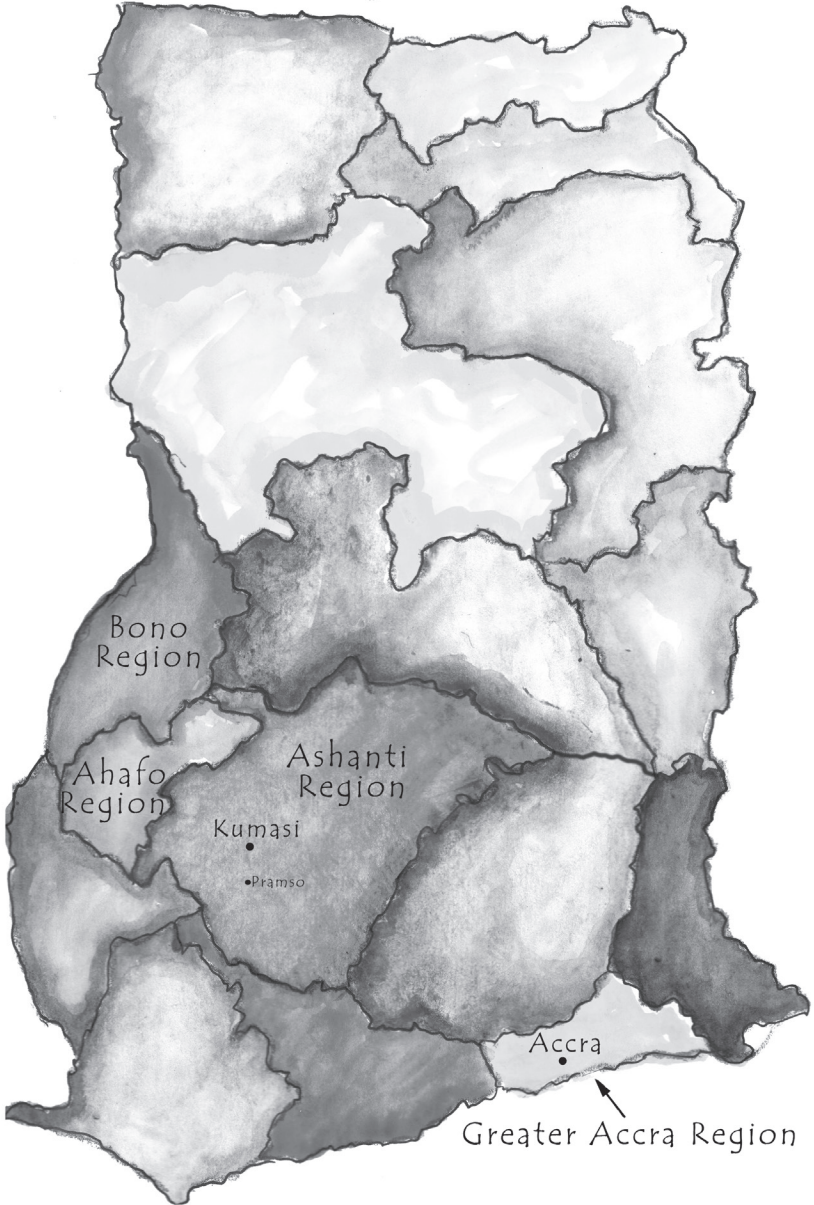
2 Akan-Name für eine weibliche Person, die am Samstag geboren wird

Mal seit meiner Auswanderung 1989 nach Deutschland in meine Heimat Ghana zurück. Die Begegnung mit Benjamin hat nicht nur sein, sondern auch mein Leben verändert: Er kann wieder zur Schule gehen und ich unterstütze seitdem noch mehr Kinder und Jugendliche auf ihrem Bildungsweg. In Ghana vor allem finanziell, in Deutschland überwiegend ideell. Es ist ein Privileg, das tun zu können und zu dürfen. So wie Bildung noch immer ein Privileg in den meisten Ländern dieser Welt ist. Sogar im reichen Deutschland. Inzwischen setze ich mich beruflich wie privat für Bildung, Teilhabe und Teilgabe von jungen Menschen ein. Mein Weg hierhin war lang und beschwerlich. Dies ist *meine* erlebte Geschichte. Folge mir auf meine biografische Reise, die sich über zwei Kontinente erstreckt, und erfahre, wie aus Ama Gloria wird.

TEIL EINS

Lebensschule – Meine Kindheit in Ghana

The 16 Regions of Ghana



Zerrissene Familienverhältnisse

Irgendwo in einem kleinen Dorf namens Pramso¹ in der Ashanti Region² in Ghana stand ein buntes Haus an einer langen, nie enden wollenden Straße. Hier wurde ich – wie ich erst mit dreizehn Jahren erfahren sollte – 1979 geboren. Das Haus war in einem hell leuchtenden Pink gestrichen und befand sich direkt an der großen Hauptstraße, die im Grunde auch die einzige Straße dort war. Von hier aus gingen rechts und links einige Wege und Pfade ab, die wiederum zu anderen Häusern führten. Viele waren eher Ruinen. Der Bau der Häuser wurde zwar begonnen, aber die meisten von ihnen sind nicht fertig geworden. Das pinkfarbene Haus war eines der größten und schönsten in Pramso. Darin lebten ein älterer, erblindeter Mann, seine Frau, ihre sieben Kinder und ein Enkelkind. Das Enkelkind war ich. Damals hieß ich noch Ama Boaduwa, Tochter von Afia Ofori, die bei meiner Geburt knapp fünfzehn Jahre alt war und Pramso wenige Jahre später verließ, um weit weg in einem Land, in dem nur *Obronis* wohnten, nach einem besseren Leben zu suchen.

Obronis, so nannten wir bei uns die weißen Menschen, deren Haut so hell war, so hell wie Kokosmilch oder wie meine Lieblingskekse, die es nur an besonderen Tagen für uns Kinder gab. Viele Jahre später habe ich erfahren, dass das Wort *Obroni* möglicherweise »the wicked one« bedeutet. Damit sollen die damaligen Kolonialherrscher als »böse« Personen bezeichnet worden sein. Eine andere Untersuchung

1 Ein Dorf im Bosomtwe-Distrikt

2 Ghana ist in 16 Regionen aufgeteilt. Eine davon ist die Ashanti Region. Die Ashanti (bei uns Asante geschrieben) waren ein mächtiges und kriegerisches Volk. Mit großem Widerstand widersetzten sie sich wie kaum ein anderes westafrikanisches Volk den europäischen Eindringlingen.

des Ursprungs besagt, dass es »those who come from the horizon« bedeutet und damit eine Person bezeichnet wird, die von weither kommt. In meiner Kindheit kannte ich nur die zweite Bedeutung. Das Wort wurde nie als Beleidigung oder Schimpfwort benutzt.

Damals stellten wir uns die Obronis immer alt vor, wie die drei, die als Einzige jemals nach Pramso gekommen waren. Beim Ersten – ich war etwa vier Jahre alt – handelte es sich um einen Arzt. Er gab mir eine Spritze und versuchte, Englisch mit mir zu sprechen. Leider sprach ich kein Englisch und meine Erstsprache Twi, die zur Gruppe der Akan-Sprachen gehört und so einzigartig klingt, wie keine andere Sprache, die ich je gehört habe, beherrschte er nicht. Aus Angst vor der Spritze habe ich wie am Spieß geschrien. Die anderen beiden Obronis kamen in einem großen Auto ins Dorf gefahren. Wir Kinder waren ganz schnell hingelaufen, um sie und vor allem ihr Auto anzuschauen. Denn in unserem Dorf hatte niemand ein Auto. Das war nur etwas für reiche Menschen. Deshalb waren wir jedes Mal fasziniert, wenn wir ein echtes Auto sahen. Das galt nicht nur für uns Kinder, auch die Erwachsenen versammelten sich auf der Straße, um den Wagen zu begutachten und womöglich die Aufmerksamkeit der Gäste zu bekommen. Denn ein großes Auto bedeutete, dass es jemand sein musste, der Geld hatte. Und wer Geld hatte, brachte meistens auch Geschenke mit. Jede Person versuchte, etwas abzubekommen, und je dichter wir uns zum Auto drängten, umso größer waren die Erfolgchancen – dachten wir zumindest.

Es waren aber nicht nur Obronis, die in ihren schicken Wagen nach Pramso kamen. Ab und an kehrten auch ehemalige Dorfbewohnerinnen oder deren Kinder zurück, die Pramso einst verlassen hatten und nun weiter entfernt wohnten.

Hätte meine Oma *Abena*³ mir nicht davon erzählt, so hätte ich damals nicht geahnt, dass es irgendwo auf der Welt noch viele andere Städte und Länder gab, die weit entfernt von Ghana lagen und in denen laut meiner Nana⁴ alle Menschen reich waren. Wer aus solch einem Land kam, der hatte ein Auto, ein schickes Haus und viel zu essen. Deshalb brachten die Rückkehrenden ihren Familien auch immer viele Geschenke: Kleidung, Schmuck und Geld. Wir Kinder bekamen mit ein bisschen Glück Süßigkeiten, z. B. köstliche Bonbons.

Aber zurück zu meiner Mutter. Lange Zeit wusste ich nicht viel von ihr. Sie war das älteste der insgesamt zehn Kinder meiner Nana. Meine Mutter stammt als Einzige aus Nanas erster Beziehung. Ihr Vater Yeboah und Nana Abena hatten sich wohl früh getrennt und er hatte das Land verlassen. Viele Jahre später erfuhr ich, dass er in den USA und in Europa gelebt und studiert hatte.

Obwohl Nana Abena und ihr neuer Mann ein Haus in Pramso besaßen, lebten wir in armen Verhältnissen. Oft kämpften wir um unser tägliches Brot, sodass meine Mutter schon in jungen Jahren viel Verantwortung übernehmen musste und ihre jüngeren Geschwister hütete.

Mein Vater Kwadwo Boateng spielte nie eine große Rolle in meinem Leben, erst als Grundschulkind habe ich ihn ein wenig kennengelernt. Auch an die ersten Jahre mit meiner Mutter kann ich mich nicht erinnern. Von der Kennenlerngeschichte meiner Eltern gibt es mehrere Versionen, sie weichen jedoch teilweise sehr voneinander ab: Mein Vater war ein Verwandter des Mannes meiner Großmutter mütterlicherseits. Mit 23 oder 24 Jahren war er auf der Suche nach einer Frau. Meine Großmutter und ihr Mann schlugen

3 Akan-Name für eine weibliche Person, die am Dienstag geboren wird.

4 Oma, Opa

ihm meine Mutter vor, die zehn Jahre jünger war. Schon bei der ersten Begegnung habe meine Mutter meinem Vater gefallen. Wenige Monate später hat er offiziell »um ihre Hand angehalten«. Fragte ich meine Mutter, meinen Vater, meine Oma oder meine älteste Tante, was danach passierte, so schilderten alle eine andere Version.

Eine lautet, dass meine Mutter und mein Vater traditionell geheiratet hätten. Die Familie meines Vaters kommt aus Mim, in der Bono Region im Westen Ghanas. Nach der Heirat war meine Mutter zu meinem Vater gezogen. Als sie mit mir schwanger war, kehrte sie nach Pramso zurück, um mich im Kreise ihrer Familie im dortigen Krankenhaus auf die Welt zu bringen. Meine Mutter blieb von diesem Zeitpunkt an in Pramso und wollte nicht mehr zu meinem Vater zurück. Einige sagen, sie hätte einen anderen Mann kennengelernt und darum gebeten, von meinem Vater geschieden zu werden. Andere erzählen, dass mein Vater in der Zeit meiner Geburt eine Geliebte hatte und dass meine Mutter nicht zurückkehren wollte, als sie das herausgefunden hatte. Es ist alles sehr verworren.

Die längste Variante der Geschichte lautet, dass meine Mutter nach meiner Geburt über meinen Vater gesagt haben soll: »Ich liebe ihn nicht. Er ist ein Bauernsohn. Mit ihm habe ich keine Zukunft.« Meine Oma sei daraufhin sehr wütend geworden: »Schau dich hier um. Wir haben nicht viel. Ich kann nicht dich *und* dein Kind ernähren!«, sagte sie. »Ziehe zu ihm!« »Nein. Eher lebe ich allein«, insistierte meine Mutter.

»Dann zieh aus. Sieh zu, wie du dich und dein Kind ernährst. Du wirst sehen, wie schwer es ist, wenn du erst mal allein bist.« Meine Oma ließ ihren Worten Taten folgen und warf meine Mutter und mich aus dem Haus. Die folgende Phase schilderte meine Mutter mir als eine der brutalsten in

ihrem Leben. Sie ging zunächst in die nächstgrößere Stadt Kumasi und suchte nach einer Unterkunft. Viele Tage lebte sie mit mir auf der Straße.

Nach einigen Wochen bekam sie Kontakt zu einem Onkel, der uns beide bei sich aufnahm. Sie versuchte, unser Überleben zu sichern, indem sie Produkte auf dem Markt verkaufte und von ihrem Kleinverdienst Lebensmittel einkaufte. Meistens gab es nur Reis. Manchmal pur, und wenn wir Glück hatten, Tomatensoße dazu. In besonders glücklichen Momenten gab es noch ein Ei. Meine Mutter erzählte mir, dass ich als kleines Kind Reis mit Ei liebte. Nach dem Essen hätte ich mir immer den Mund an der Kleidung derjenigen abgewischt, die sich gerade in meiner Nähe befanden. Sie musste lachen, als sie mir das erzählte. »Du warst schon immer schlau!«

Afia war ambitioniert, so schnell wie möglich – wie viele Menschen vor ihr – einen Weg nach Abrokyire⁵ zu finden, um der Armut und der Perspektivlosigkeit zu entkommen. Dort würden unbegrenzte Möglichkeiten warten. Es sollte ihr gelingen.

Mein Großvater, der Vater meiner Mutter, lebte in *Abrokyire* – genauer gesagt in *Gyaamani*⁶ – und kehrte irgendwann nach Ghana zurück. Wenige Jahre später ist meine Mutter ihm dann nach *Abrokyire* gefolgt.

Als mein Onkel eines Tages – ich mag drei Jahre alt gewesen sein – nach der Arbeit nach Hause kam, fand er mich heulend und eingenässt alleine in unserer damaligen Wohnung in Kumasi. Von Afia keine Spur. Da er sich nicht um mich kümmern konnte, brachte er mich zu meiner Oma nach Pramso zurück.

5 Ausland, meist war das transatlantische Ausland gemeint

6 Germany, Deutschland

Wie auch immer die Geschichten erzählt werden, meine eigenen Erinnerungen beginnen in etwa diesem Alter in Pramso.

Von allem, was vorher geschah, weiß ich nur aus Erzählungen und diese sind – wie bereits erwähnt – teils sehr unterschiedlich.

Die nächsten sechs oder sieben Jahre blieb ich überwiegend in Pramso. Was dann geschah, davon kann ich selbst berichten. Da bin ich auf keine Erzählungen angewiesen.

Licht und Schatten in der frühen Kindheit

In diesen Jahren meiner Kindheit erlebte ich so viel in meinem Dorf. Ich muss schmunzeln, wenn ich heute daran denke. Ich sehe mich splitterfasernackt mitten auf der Straße. An einem dieser Tage zur Regenzeit war binnen weniger Minuten alles überflutet. Kinder liefen auf die Straße, zogen ihre Kleider aus und tanzten im warmen Regen. Ich hatte es mir nie nehmen lassen, das auch zu tun. Selbst als einige meiner Freundinnen allmählich ein Schamgefühl entwickelten und nicht mehr hinaus in den Regen wollten, lief ich auf die Straße. Ich fühle es noch heute, wie die großen Regentropfen auf meiner Haut landen und ein sanftes Druckgefühl hinterlassen, wie meine Füße in einem großen Bach stehen, in dem ich auf und ab hüpfte. Ich öffne meinen Mund und lasse den Regen hineintropfen, nehme einen großen Schluck und trinke, bis mein Durst gestillt ist. Ich drehe mich um meine eigene Achse. Immer schneller und schneller, sodass das Wasser um mich herum nur so spritzt.

In einigen meiner Erinnerungen ist die Zeit in Pramso voller Glück und Unbeschwertheit. Häufig traf ich mich nach der Schule mit meinen Freundinnen Akosua, Nana



Yaw und einigen anderen Kindern aus dem Dorf, um Konservendosen zu sammeln. Hinter unserem Haus spielten wir Kochen. Dabei bereiteten wir ganze Menüs zu und taten, als wären wir sehr vornehme Leute. Mit den Fingern, wie wir es eigentlich im Alltag taten, aßen wir dabei natürlich nicht. »Die Leute in den Filmen essen immer mit Messer und Gabel«, informierte uns Akosua, spreizte dabei ihren linken Zeigefinger und Daumen. Sofort machten wir es ihr nach. »Frau«, sagte Yaw zu mir, »hole mir noch was zu essen.« Ich stand auf, bewegte mich einige Schritte fort, ließ dabei meine Hüfte und meinen kleinen Hintern kreisen und kam mit einem Teller voll beladen mit »Essen« zurück. »Mhhh ... wie das duftet«, sagte Yaw lächelnd zu mir. »Das hast du aber gut gekocht, meine liebe Frau.« Ich nickte. »Aber die nächste Portion kannst du dir mal schön selbst holen, du fauler Mann«, erwiderte ich. Wir kugelten uns vor Lachen.

Dies waren die Momente, die das Leben in Pramso so unendlich schön machten. In solchen Augenblicken wollte ich nie von dort weg.

Es gibt aber auch unschöne Erinnerungen. Wie so oft spielten wir Kinder noch bis spät in den Abend hinein auf der Straße. Lange Zeit hatte es nie jemanden gekümmert, wie lange wir draußen waren. Doch eines Tages wurde im Dorf der Entschluss gefasst, diese Gewohnheit zu beenden. Wir Kinder wussten nicht, wem wir das zu verdanken hatten. Vielleicht waren es die *Chiefs* – das waren die Dorfältesten, die nach dem Rechten sahen und die wir in schwierigen Situationen um Rat fragen konnten. Es wurde bestimmt, dass Kinder nicht mehr so lange abends auf der Straße spielen sollten. Der Grund dafür lag nicht etwa in einer potenziellen Gefahr. Nein, angeblich würden wir nicht pünktlich aufstehen, um in die Schule zu gehen, wenn wir so spät noch draußen herumlungerten. Nachdem diese neue Regel eingeführt worden war, sahen wir immer mal wieder jemanden Patrouille laufen. Die Kinder, die noch draußen spielten, wurden nach Hause gescheucht. Wer nicht gehorchte und dennoch spät abends auf der Straße erwischt wurde, den erwarteten am nächsten Tag zu Hause oder in der Schule Schläge oder eine andere Strafe. Trotzdem nahmen wir Kinder diese Regel nicht wirklich ernst. Für uns war es ein Spiel und wir hatten Spaß daran, uns vor den Aufsichtspersonen zu verstecken, wenn sie mit ihren Taschenlampen durch die Straßen zogen.

Als wir eines Abends gerade O-M-O, eines unserer liebsten Straßenspiele, spielten, schrie plötzlich jemand: »Schnell weg. Da kommt einer!« Binnen Sekunden löste sich unsere Gruppe auf und jedes Kind rannte in eine andere Richtung. Nur ich reagierte nicht schnell genug und wurde schließlich eingefangen. Am nächsten Schultag erhielt ich meine

Strafe: Nach der Ankunftszeremonie, bei der alle Schulkinder sich zum Singen und Beten auf dem Schulhof versammelten, wurde ich aufgerufen. »Geh nicht«, flüsterte mir meine Freundin Akosua zu. »Doch, sie muss gehen, sonst wird die Strafe nur größer«, hörte ich einen Jungen sagen. Ich wusste, dass er recht hatte. Mit geradem Rücken schritt ich auf unseren Schulleiter Herrn Addo zu, der mit seinem langen Stock in der Mitte des Platzes an einem großen Baum stand. Er war ein großer Mann. Um seine Augen hatten sich schon einige Falten eingegraben und er hatte viele graue Haare. Eigentlich mochte ich Herrn Addo immer, er war freundlich und lachte viel. Damals lachte er jedoch nicht, sondern wies mich ohne Erklärung an, meine Arme um einen Pfahl zu schlingen. Ich wusste, dass viele Augen auf mich gerichtet waren, mir war aber auch bewusst, dass ich meine Strafe mit Würde ertragen musste, sonst wäre die Schande noch größer gewesen als ohnehin schon. »Bloß nicht anfangen zu flennen«, sagte ich leise zu mir selbst, »du bist stark!« Der erste Hieb zerriss die Luft. Mit einem lauten Peitschenton landete der Schlag auf meinem Hintern. Ich verzog mein Gesicht vor Schmerz. »Zähne zusammenbeißen. Nicht weinen!« Irgendjemand fing vor lauter Schadenfreude an zu lachen. Ich versuchte herauszufiltern, aus welcher Richtung es kam. Ich wollte mich rächen. Doch so weit kam ich mit meinen Gedanken nicht, denn der zweite Schlag folgte nur wenige Sekunden später. Nummer drei fühlte ich schon fast nicht mehr. Na ja, fast. Ich sah auch nicht mehr die Gesichter der anderen Kinder. Als es vorbei war, durfte ich den Pfahl loslassen und wieder zurück in die Reihe treten. Meine Freunde wussten, dass sie mich nicht trösten durften, das hätte mich zu einer Verliererin gemacht. Sie hielten sich zurück. Als die Versammlung kurze Zeit danach aufgelöst wurde und die ersten Klassen

ihre Räume aufsuchten, wollte ich mich in eine Ecke verkriechen. Akosua kam mir zu Hilfe: »Nicht jetzt«, sagte sie, »sie beobachten dich noch.« Sie deutete mit dem Kopf in Richtung einiger Lehrerinnen, die auf der Veranda standen. Ich schaffte es, mit Akosua in meine Klasse zu gehen und mich hinzusetzen.

Schläge, Schläge, ständig Schläge. Sie dominierten meine Kindheit und die der meisten anderen Kinder, die ich kannte. In der Schule wurde ich von den Lehrkräften geschlagen, zu Hause von der Nana. Bei jeder Kleinigkeit, bei jedem Ungehorsam, bei jedem Fehlverhalten erhielten wir Schläge. Oft fühlte ich mich so ohnmächtig dabei, weil ich sie als unangemessen und unnötig empfand. Manchmal machten sie mich aber auch wütend. Am liebsten hätte ich zurückgeschlagen. In einigen Situationen beschlich mich das Gefühl, dass kein anderes Kind an meiner Schule so viele Strafen erfahren und Schläge einstecken musste wie ich. Baute ich mehr Mist als andere?

Eines Tages stieß ich erneut mit einem Lehrer zusammen, wieder mit schmerzhaften Folgen. Dieses Mal liefen wir Kinder in der Pause auf den Pausenhof und spielten Fangen. Ich war eine schnelle Läuferin, sprang über sämtliche Hürden und bekam jeden zu fassen. Auf der Veranda lagen einige Lehrkräfte auf ihren Liegen und nahmen ein Sonnenbad. Ein Lehrer hatte die Augen geschlossen und wurde erst aufmerksam, als ich zum Sprint ansetzte und mein rechtes Bein in seiner Liege verhakte. Er schimpfte: »Pass doch auf!« »Yes, Sir«, antwortete ich schnell. »Ihr sollt hier nicht herumlaufen. Wir wollen unsere Ruhe haben.« Ich wollte weiterrennen, doch er stand blitzschnell auf und packte mich. »Wenn ich dich noch mal hier erwische, kriegst du eine Strafe«, drohte er mir. Er meinte es ernst, keine Frage, aber mein Spiel war mir in diesem Moment wichtiger. Ich wollte un-

bedingt meinen Schulkameraden *Kwesi*⁷ fangen. Ich nickte dem Lehrer deshalb nur schnell zu und rannte weiter. Kwesi war inzwischen auf dem großen Platz und wartete dort mit wackelnden Hüften. Ich rannte auf ihn zu. Als ich ihn fast zu fassen bekommen hatte, lief er eine Acht in Richtung der Veranda. Ich überlegte nicht lange und rannte hinterher. Leider führte Kwesis Weg wieder an den gemütlich ruhenden Lehrkräften vorbei. Zwar war ich darauf bedacht, nicht allzu sehr in ihre Nähe zu kommen, aber ich wurde dennoch erwischt. »Wie heißt du«, wollte der Lehrer prompt wissen.

»Ama.«

»Ama wer?« Seine Augen funkelten böse. Erst jetzt bekam ich Angst angesichts der bevorstehenden Strafe.

»Ama Boaduwa.«

»Gut, Ama Boaduwa«, sagte er mit einem Lächeln. »Da du nicht nur langsam bist, sondern anscheinend auch Schwierigkeiten hast, zu verstehen, was wir Lehrer euch sagen, musst du jetzt *Zwiebeln pflanzen*«, ordnete er an.

»Aber ich habe doch nur ...« Der Satz blieb mir im Halse stecken, als ich seinen Gesichtsausdruck sah. Widerstand war zwecklos. Diskussionen wurden nur noch höher bestraft. Ich sah über meiner linken Schulter, wie Kwesi mich aus einem sicheren Abstand beobachtete. »Es tut mir leid!«, schien er mit seinem Blick sagen zu wollen. Ich nickte nur. Der Lehrer führte mich in eine mir unbekanntes Klasse, wo ich meine Strafe entgegennehmen sollte. Die dortigen Schülerinnen waren älter als ich. Das machten die Lehrkräfte besonders gern. Wir wurden nicht nur bestraft, sondern auch noch zur Schau gestellt, damit die anderen sich entweder über einen lustig machen konnten oder aber Angst bekamen und selber keinen Blödsinn machten. *Zwiebeln pflanzen* ist eine sehr

7 Akan-Name für eine männliche Person, die am Sonntag geboren wird.

harte Strafe, sie konnte schlimmer sein als jede Tracht Prügel mit dem Stock. Der Name beschreibt eigentlich nur eine Position, die du einnehmen und in der du für eine gewisse Zeit ausharren musstest: Du stehst auf einem Bein. Es war wichtig, das starke Bein zu nehmen, denn es musste einiges aushalten können. Ich entschied mich für mein linkes Bein. Du senkst den Oberkörper so weit, bis du nur mit dem Zeigefinger des gleichseitigen Armes – in diesem Falle des linken – den Fußboden berührt. Alles andere streckst du in die Luft. »Wie lange soll sie es durchhalten?«, wollte die Lehrerin der höheren Klasse wissen. »Eine halbe Stunde!«, rief mein Peiniger und verließ das Klassenzimmer. »Oh Mann, eine halbe Stunde. Wie soll ich das bloß schaffen?« Einige Jungs lachten: »Sie wackelt ja jetzt schon wie eine Feder im Wind.« Die Klassenlehrerin fauchte in den Raum: »Mach du bloß weiter so, dann stehst du gleich neben ihr.« Daraufhin wurde es plötzlich still im Raum. Ich hatte das Gefühl, dass mich niemand mehr anstarrte, und war der Lehrerin sehr dankbar dafür. Erst jetzt merkte ich, wie heiß es an diesem Tag war. Nach wenigen Minuten lief mir bereits der Schweiß über die Stirn. Wenn ich es nicht durchstand und zwischen-durch auf die Hand fiel oder mich hinstellte, würde die Zeit verlängert werden. Das wollte ich auf jeden Fall vermeiden. Als ich nach wenigen Minuten nicht mehr konnte, wechselte ich mehrmals unbemerkt die Seite. Oder wurde das doch von jemandem bemerkt? Ich kann das nicht ausschließen. Aber wenigstens hat mich niemand verraten.

Ob mit oder ohne Seitenwechsel, eine halbe Stunde *Zwiebeln pflanzen* ist lang. Sie erscheint einem wie eine halbe Ewigkeit. Wie ich sie letztlich überstanden habe, weiß ich heute nicht mehr. Aber mein linkes Bein und mein linker Arm waren danach schwer wie Blei. Meiner rechten Körperhälfte ging es auch nicht viel besser. Ich konnte kaum lau-

fen, alles tat mir weh. Gejammert oder gar geweint habe ich trotzdem nicht. Ich war ja schließlich kein Schwächling.

In meiner Kindheit war es völlig normal, mit Schlägen oder anderen Strafen sanktioniert zu werden, sobald wir gegen die Regeln verstießen, uns nicht artig verhielten oder gar den Anweisungen der Erwachsenen widersetzten. Je nach Schweregrad der »Tat« fielen die Strafen härter oder milder aus. Ich kann mich an kaum einen Streich erinnern, bei dem ich ohne Strafe davongekommen bin, verhängt von meiner Familie, den Lehrkräften oder anderen Personen. Ich fand die ständigen Strafen schon als Kind total schlimm. Ein bisschen Strenge hielt ich in vielen Situationen für durchaus sinnvoll, denn die Angst vor Konsequenzen bewahrte uns Kinder davor, Dummheiten zu begehen, und führte zum respektvollen Umgang mit Erwachsenen. Vor meiner Oma hatte ich Respekt. Und Angst. Denn sie konnte sehr streng sein. Heute würde ich sagen militärisch streng. Sie war im Allgemeinen eine sehr fleißige und strukturierte Frau. So gut sie konnte, sorgte sie für uns alle und hielt das Haus sehr sauber. Aber sie hatte vor allem an uns Mädchen hohe Ansprüche und hat uns – insbesondere mich – ständig spüren lassen, wenn wir ihren Ansprüchen nicht gerecht wurden. Einerseits habe ich sie immer dafür bewundert, dass sie es geschafft hat, so viele Kinder großzuziehen, und das zum großen Teil allein, denn – soweit ich mich erinnere – ihr Mann war arbeitsunfähig. Wie machte sie das bloß? Das würde ich nie schaffen, dachte ich damals. Andererseits hatte ich kein gutes Verhältnis zu ihr. Sie bestrafte mich zu oft und zu heftig. Und dann konnte sie auch wieder lustig sein. Sie lachte gern. Das gefiel mir.

Aber es gab selten bei ihr etwas zu lachen. Ich erinnere mich an ein Erlebnis, bei dem es mich besonders hart traf: Da ich nachts immer zu spät von der Straße nach Hause kam, hatte Nana eine neue Regel eingeführt. Das große

weiße Eisentor, das sonst offen stand, wurde von nun an abends abgeschlossen. War ich vor der vereinbarten Zeit nicht rechtzeitig zu Hause, musste ich allein eine Lösung finden. Das Tor erschien mir Dreikäsehoch als unüberwindbar. Dennoch war ich sicher, dass ich im Zweifelsfall schon einen Weg finden würde, um darüber zu klettern.

In den darauffolgenden Tagen schaffte ich es auch tatsächlich, ins Haus zu gelangen, obwohl das Tor geschlossen war. Doch eines Abends verlief alles anders. Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass ich besonders müde war, vielleicht hatte ich auch einfach Pech. Und so kam es, dass sich der Drehhaken zum Öffnen der Tür beim Versuch, über das Tor zu klettern, auf halber Höhe in mein Bein bohrte und mir eine lange Wunde in die Haut schlitzte. Als wäre es erst heute passiert, höre ich mich vor Schmerz laut aufschreien. Nana war von meinem Geschrei aufgewacht, und als sie sah, dass ich mich am Tor verletzt hatte, weil ich nicht rechtzeitig ins Haus gekommen war, zeigte sie keinen Funken Mitleid. Im Gegenteil. Sie schrie mich an, während das Blut an meinem Bein nur so in Strömen herunterlief. Inzwischen hatte sich eine große Lache an meinen Füßen gebildet und ich hatte Angst, zu verbluten. Nach ihrem Wutanfall lief Nana plötzlich weg und ich fragte mich, ob sie mich zur Strafe verbluten lassen würde. Als sie wenige Minuten später zurückkam, hielt sie einen Kanister in der Hand. Anfangs war ich unsicher, welche Flüssigkeit sich darin befand, bis mir einfiel, dass es Alkohol war, der auf Verletzungen höllisch wehtat. Der Geruch triggerte eine frühere Verletzung an meinem Arm. Eine Wunde hatte sich total entzündet und meine Oma rückte mit dem Kanister Alkohol an. Ich hatte plötzlich mehr Angst vor dem Schmerz, den der Alkohol auslösen würde, als vor dem eigentlichen Verbluten.